



Organ des
Vereins Zukunft Muotathal

Im Brennpunkt

Sanierung Horä-Rank: Eine unendliche Geschichte?

Schon 1987 und 1993 haben die damaligen Kantonsräte von Muotathal und Illgau Vorstösse unternommen, welche die baldige Behebung der Gefahrenzone am Gibelhorn verlangten. Heute, nach 20 Jahren, ist mit dem Masterplan des Regierungsrates der Horä-Rank erneut in den Mittelpunkt vieler Diskussionen gerückt.

| Peter Betschart und Walter Gwerder

Im Jahre 1990 liess der Regierungsrat drei Varianten auf ihre Machbarkeit und Wirtschaftlichkeit hin prüfen, welche die Sanierung dieses Strassenabschnittes mittels einer Schutzgalerie, eines kurzen Tunnels und der Sanierung durch einen langen Tunnel zum Ziel hatten. Franz Gallati, der Chef des Tiefbauamtes, meinte damals: Im Hinblick auf die Sicherheit der Strassenbenützer sei ein langer Tunnel ohne Zweifel die beste Variante. Auch aus geologischer Sicht sei die Variante langer Tunnel eindeutig zu bevorzugen und auch die wahrscheinlichste. Im April 1993 hat der Regierungsrat einer Tunnel-Variante



Der «Horä-Rank» bleibt vorderhand ein Nadelöhr.

grundsätzlich zugestimmt. Um das Projekt weiter voranzutreiben, hatten die Kantonsräte von Muotathal, Franz Ulrich, Stephan Betschart und Dominik Heinzer sowie der Kantonsrat von Illgau, Josef Betschart, im Frühling 2000 ein Postulat beim Regierungsrat eingereicht. Sie wiesen dabei auf die Dringlichkeit und Notwendigkeit eines Tunnels hin. Sie verlangten, dass die Planung der definitiven Behebung der Gefahrenzone voranzutreiben und ein entsprechendes Projekt ins Strassenbauprogramm aufzunehmen sei.

Herbst 2000 – Petition für einen Tunnel im «Horä-Rank». Um dem Postulat der Kantonsräte zum Durchbruch zu verhelfen, starteten der Verein Zukunft Muotathal und der Gewerbeverein eine Petition. Dem Regierungsrat sollte damit klar gemacht werden, wie wichtig eine sichere und gute Zufahrt für Muotathal und Illgau ist. 2030 Unterschriften konnten am 1. Dezember 2000 dem Staatsschreiber Gander übergeben werden.

Politiker gehen, neue Politiker kommen und haben andere Ideen! So könnte man den weiteren Verlauf dieser Geschichte bezeichnen. An der Kantonsratsitzung vom 25. April 2001 wurde das Postulat der Muotathaler und Illgauer Kantonsräte betreffend der definitiven Behebung der Gefahrenstelle Gibelhorn ohne Gegenstimme für erheblich erklärt.

Im Juli 2002 orientierte Kantonsingenieur Franz Gallati die Gemeinden Schwyz, Muotathal und Illgau über die weiteren Absichten des Baudepartements hinsichtlich der geplanten Ausbaumassnahmen im «Horä-Rank» orientiert. Dabei wurde die Katze aus dem Sack gelassen:

Kein Tunnel – dafür eine breitere und gut ausgebaute Strasse im «Horä-Rank».

Damit wurde der offenen Linienführung der Vorzug gegeben. In Aussicht gestellt wurde damals Folgendes: Vom «Ellbogä-Rank» bis hinter den «Horä-Rank» sollte die Strasse um bis zu 2.60 Meter verbreitert werden. Vor allem im östlichen Teil wollte man die Strasse kavernenartig unter den Fels verlegen; im westlichen Teil war vorgesehen, auf der Aussenseite einzelne Kunstbauten zu erstellen. Geplant war auch, den «Hora-Rank» zu entschärfen. Für die Radfahrer war ein Radstreifen geplant. Um die Strassenbenützer noch besser gegen Steinschlag zu schützen, wollte das Baudepartement gezielte Massnahmen treffen.

Es wurde folgender Zeitplan vorgeschlagen:

- bis 2003 Ausarbeitung des Bauprojekt;
- bis Ende 2003 Projektauflage und Verpflichtungskredit im Kantonsrat beschlossen;
- bis Ende 2004 Detailprojektierung abgeschlossen;

– 2005 bis 2006 Ausführung der Strassensanierung.

Ziel: Ein Autobus soll in Zukunft problemlos mit einem Lastwagen kreuzen können.

Das Versprechen, die Strassenbenützer besser gegen den Steinschlag zu schützen, ist wahr gemacht worden. In den letzten zehn Jahren wurden 2.34 Millionen Franken für technische und waldbauliche Massnahmen aufgewendet. Dabei wurden 4200 m² Fels gereinigt und teilweise gesichert. Diese Massnahmen haben wesentlich dazu beigetragen, dass heute die Strasse sicherer geworden ist.

Was ist heute von den andern Plänen übrig geblieben?

Welchen Einfluss hat der vorliegende Masterplan auf die Umsetzung? Welchen Stellenwert nimmt die Sanierung der Strecke für die Regierung ein? Der allgemeine Verkehr nach den Gemeinden Illgau und Muotathal hat in der Zwischenzeit weiter zugenommen, insbesondere der Schwerverkehr mit Fahrzeugen von 2.60 Meter Breite. Die Notwendigkeit einer Sanierung, respektive Verbreiterung der Strecke ist somit weiterhin gegeben und die Abhängigkeit von dieser Strasse ist grösser denn je!

Wesentlich an einer Lösung ist die politische Vertretbarkeit, denn letztlich wird der Verpflichtungskredit vom Kantonsrat genehmigt werden müssen. Bei der Sanierung der Strecke vom Bierkeller bis zum Schlattli geht es – gemäss Kanton – um ein Unterhalts- und Sicherheitsproblem, denn die Stabilität von Baugrund und Stützmauern sind (langfristig) nicht gewährleistet. Dass dabei die Strasse auch verbreitert werden soll, ist allgemein akzeptiert, aber nicht der Grund für die Sanierung und somit auch nicht der Hauptgrund. Klare Worte, die wohl manchen Puls im Muotatal ansteigen lassen und die Erwartungen ein weiteres Mal dämpfen.

Das Tiefbauamt bereitet zurzeit die planerischen Grundlagen für einen Grundsatzentscheid des Regierungsrates vor. Details sind von den Amtsstellen leider keine zu erfahren, doch geht es dabei um richtungweisende Entscheide in Bezug auf die angestrebte Fahrbahnbreite, die Etappierung, die Kostenfolge und den Ausbaustandard allgemein. Die Auskunft vom April 05, dass für bergwärts fahrende Velos ein Radstreifen realisiert werden soll, stimmt nach wie vor und weil die Stützmauern sowieso ersetzt werden müssen, ist vorwiegend mit einer talseitigen Verbreiterung durch Kunstbauten zu rechnen. Im Strassenbauprogramm 2008 sind 1.5 Millionen Franken für die Streckensanierung Bierkeller bis Schlattli enthalten. Nach der Zustimmung des Regierungsrates zur Vorlage des Tiefbauamtes könnten damit weitere Sondierbohrungen vorgenommen und die Detailplanung begonnen

werden. Ein Baubeginn für das Jahr 2009 für die erste Etappe um das Gibelhorn ist realistisch. Dabei rechnet man mit reinen Baukosten in zweistelliger Millionenhöhe.

Da keine Umfahrungsmöglichkeit besteht, wird der Verkehr während der ganzen Bauphase mit einer Lichtsignalanlage gesteuert werden müssen. Auch wenn dies technisch machbar ist, wirft dies doch einige schwerwiegende Fragen auf und das Tiefbauamt bestätigt denn auch, dass der fortlaufende Verkehrsfluss ins und vom Muotatal am ganzen eine grosse Herausforderung sein wird.

Da bei der Sanierung des «Horä-Rank» keine Umfahrungsmöglichkeit besteht, wird der Verkehr während der ganzen Bauphase, die ein Jahr dauern könnte, mit einer Lichtsignalanlage gesteuert. Wir haben daher einen Unternehmer und einen Bus-Chauffeur aus dem Tal um eine Stellungnahme zu folgenden Fragen gebeten:

Frage an Georges Schelbert, Unternehmer

Als grösster Bauunternehmer im Tal, der die Baustellen grösstenteils ausserhalb des Tales hat, wirst du davon stark betroffen sein. Kannst du dir eine solche massive Verkehrsbehinderung über ein solch lange Zeit vorstellen, und welche Auswirkungen hätten diese Verkehrsbehinderungen auf deinen Betrieb und was wären möglicherweise die Folgen?

Eine Verkehrsbehinderung wird meiner Ansicht nach unumgänglich sein. Eine Umleitung oder einspurige Verkehrsführung via Suworow-Brücke-Schönenbuch ist vom heutigen Ausbaustandard her auch nicht gegeben.

In diesem steilen Gelände ist eine zweispurige permanente Verkehrsführung nicht realistisch, braucht es doch einen



Georges Schelbert, grösster Bauunternehmer im Tal mit 65 Beschäftigten.

Arbeitsraum von vier bis fünf Meter und eine dauernde Offenhaltung einer einspurigen Verkehrsführung von zirka vier Meter. Mit einer optimalen Verkehrsleitführung (Lichtsignalanlage) kann die Behinderung auf ein erträgliches Mass reduziert werden. Solche Behinderungen müssen in Kauf genommen werden (wir erleben sie täglich). Das Resultat ist dann wichtig: Nämlich eine wesentliche Verbesserung der Verkehrsführung für den Individual- und Schwerverkehr und damit auch eine Verbesserung der Sicherheit.

Ich freue mich, dass jetzt konkrete Ziele formuliert worden sind, die zum Schutz der Benutzer insbesondere auch von unseren Mitarbeitern umgesetzt werden.



Josef Gwerder, seit 27 Jahren Bus-Chauffeur bei der Auto AG Schwyz.

Frage an Josef Gwerder, Bus-Chauffeur

Als Bus-Chauffeur der Auto AG Schwyz, der tagtäglich diese Strecke ein dutzend Mal fährt und dabei auch Gäste zum Bahnhof bringen muss, die auf einen Anschluss angewiesen sind, wird es da nicht Probleme geben?

Die Verkehrsbehinderung im «Horä-Rank» stellt für uns Bus-Chauffeure kein allzu grosses Problem dar. Diese Situation erleben wir zurzeit ja bei der «Föllmisbrücke». Probleme wird es geben, wenn sich die 18 Meter langen Transportfahrzeuge durch diesen Engpass zwängen und wir ebenfalls auf der Fahrt nach Schwyz sind. Wir Bus-Chauffeure werden Probleme haben, Reisende rechtzeitig zum Bahnhof zu bringen. Auch bei der Häufigkeit, mit der wir täglich diese Stelle passieren müssen – jede Viertelstunde passiert ein Bus den «Horäränk» – muss man damit rechnen, dass wir den Fahrplan nicht immer mehr einhalten können.

Was i nu ha wellä sägä...

Warum kein Tunnel?

Diese Frage drängt sich auf, nachdem der Regierungsrat 1993 grundsätzlich einer Tunnellösung zugestimmt hatte. Auch in der Beantwortung des Postulates vom 30. Januar 2001 hatte er den Bau eines Tunnels als ideale, wenn auch kostspielige Lösung angesehen?

Gemäss Auskunft des Tiefbauamtes wird der Tunnelvariante kein Zukunft gegeben. Die damals vorgestellten Kosten von 15 Millionen Franken für eine Tunnelvariante ohne Innenverkleidung sind mittlerweile explodiert. Die Kosten sind noch immer höher als die Sanierung aussen herum und der vorgeschlagene Ausbaustandard würde wohl auch nicht befriedigen. Für die Radfahrer müsste die Panoramastrecke aussen herum trotzdem offen gehalten werden, was wiederum Unterhaltskosten nach sich ziehen würde und die Sicherheitsproblematik nicht gelöst.

Eines müssen wir uns im Klaren sein: Wir im Tal sind nicht die einzige Region im Kanton mit Verkehrsproblemen. In Küssnacht und Pfäffikon stehen Umfahrungen an, die grössere Priorität ha-

ben und weit mehr Geld verschlingen werden.

Politisch realisierbar Die Sanierung der zwei Kilometer langen Strecke zwischen dem Bierkeller und dem Schlattli wird Kosten in zweistelliger Millionenhöhe verursachen. Im Vergleich zu den Kosten für die Umfahrungsstrassen Küssnacht und Pfäffikon wahrscheinlich eine Bagatelle. Dabei müssen wir sehen, dass das ob, wie und wann im «Horä-Rank» gebaut wird, ein politischer Entscheid sein wird. Dieser wird vom Regierungsrat gefällt. Der Verpflichtungskredit für dieses Bauvorhaben muss allerdings der Kantonsrat bewilligen. Dort sind nun mal die Kräfteverhältnisse so, dass Ausserschwyz und Küssnacht in der Lage sind, die Prioritäten zu setzen. Könnte es auch sein, dass der Regierungsrat mit dem Entscheid zuwartet, bis der Standort für die neue Stoosbahn definitiv bestimmt ist?

Damit die dringend notwendig Sanierung der Strecke Bierkeller-Schlattli verwirklicht wird, braucht es im Kantonsrat Verbündete, die mithelfen, unserem Anliegen zum Durchbruch zu verhelfen.

Walter Gwerder

Aufgefallen

■ Rundweg um den Glattalpsee

Wie zu vernehmen ist, wird im Verlauf des Monats August der Rundweg um den Glattalpsee in Angriff genommen. Als Bauherrschaft tritt der Verkehrsverein Muotathal auf. Auf der nördlichen Seeseite ist ein zirka 1.50 Meter breiter Schotterweg geplant. Wegen der schwierigen Verhältnisse auf

der südlichen Seeseite wird der Weg einfacher und auch schmaler ausfallen.

Mit diesem Rundweg um den Glattalpsee wird die Glattalp um eine Attraktion reicher. Dem Verkehrsverein Muotathal gebührt für die Erstellung Dank und Anerkennung.



Der Glattalpsee mit der Schächentaler Windgälle im Hintergrund.

«Muotaschtei» für Sr. Monika Gwerder

Mehr als hundert Personen gaben Sr. Monika Gwerder, Frau Mutter des Franziskanerinnenklosters die Ehre, als sie am Freitag, 8. Juni, vom Verein Zukunft Muotathal für ihr aussergewöhnliches Lebenswerk mit dem «Muotaschtei» ausgezeichnet wurde und einen Check von 5000 Franken entgegennehmen durfte.

| Walter Gwerder

Die Berufung – Eintritt in das Franziskanerinnenkloster St. Josef

Mit fast 21 Jahren konnte sich Lina ihren Herzenswunsch erfüllen. Sie trat ins Franziskanerinnenkloster St. Josef ein, um ihr Leben Gott zu weihen und künftig unter dem Namen Sr. Monika ein klösterliches Leben zu führen. Und das Leben von Sr. Monika ist ausgefüllt, wie es mehr auch für eine Haus- oder Geschäftsfrau nicht sein könnte. Dies auch heute noch, mit 78 Jahren.

Das Klosterleben – Sr. Monika, die Primar- und Religionslehrerin

Zusammen mit Sr. Nicola Gwerder konnte Sr. Monika die Prüfung als Primarlehrerin für die Unterstufe ablegen. Meines Wissens waren sie die ersten Primarlehrerinnen aus unserem Tal. Mit diesem Befähigungszeugnis unterrichtete Sr. Monika von 1952 bis 1972 an der Mädchenschule bis zur 4. Klasse. Schul- und Religionsunterricht zu erteilen war in diesen Jahren ihre Hauptaufgabe, die sie mit grosser Freude und Einsatz, aber auch mit viel pädagogischem Geschick ausübte. Dass sie über pädagogisches Geschick verfügte, möge eine Episode aus dieser Zeit zeigen:

Diese Episode hat sich im Schulhaus Muota zugetragen. Ein Bub konnte nicht ruhig sein und lenkte damit die anderen Schüler vom Unterricht ab. Da sagte Sr. Monika zu dem Bub, er solle jetzt zehn Mal um das Schulhaus herum laufen, nachher könne er wieder reinkommen. Der Bub ging hinaus und fing an, seine Runden um das Schulhaus zu drehen. Jedesmal, wenn er beim Fenster des Schulzimmers vorbeilief, konnten sie ihn sehen. Nach der siebten Runde hatte der Bub keine Kraft mehr zum Laufen, er war erschöpft. Die Schüler holten ihn herein und jetzt störte er den Unterricht nicht mehr!

Als nach dem Bau des neuen Schulhauses Muota 1972 die Ganztagschule einge-



Sr. Monika Gwerder, Frau Mutter des Klosters St. Josef.

führt wurde und die Mädchen auch im Schulhaus Muota unterrichtet wurden, gab Sr. Monika das Unterrichten an der Primarschule auf. Hingegen hielt sie noch weitere 20 Jahre Religionsunterricht an der 4. Klasse in den Schulhäusern St. Josef und Muota. Auch wenn dieser Unterricht nicht denselben Einsatz erforderte wie als Primarlehrerin, so musste sie doch oft viel Geduld aufbringen.

Das Leben in der Klostersgemeinschaft

Von 1962 bis 1965 fand das Zweite Vatikanische Konzil statt, welches auch den Ordensgemeinschaften viele Neuerungen brachte. Sr. Monika fiel die Aufgabe zu, neue Satzungen mit der Klostersgemeinschaft auszuarbeiten. Zum Erstaunen der Schwesterngemeinschaft durften sie die Satzungen selber zusammen stellen. Als Leitfaden dienten ihnen dabei die Satzungen der Franziskaner in Freiburg, die schon von Rom genehmigt worden waren. Die Satzungen der Franziskaner haben sie dann so abgeändert, dass sie dem Klosterleben einer Frau entsprachen. Mit den neuen Satzungen wurde auch das klösterliche Leben leichter. Waren bis anhin Ferien für eine Schwester undenkbar, so durfte nun jede Schwester im Jahr drei Wochen Ferien machen und einmal drei Tage daheim bei ihren Eltern oder Geschwistern verbringen.

Die grosse Herausforderung bestand nun darin, mit diesen neu gewonnenen Freiheiten umzugehen. Was schickt sich für eine Klosterfrau, welche das Gelübde der Armut abgelegt hat? Sr. Monika, die Frau Mutter des Klosters, hat mit der Schwesterngemeinschaft diese Herausforderung gut gemeistert und die Satzungen so gestaltet, dass sie eine ausgewogene Mischung zwischen den neuen Freiheiten und den Regeln des hl. Franziskus sind.

Eine neue Aufgabe –

Frau Mutter vom Kloster St. Josef

Sr. Franziska Locher, welche viele Jahre das Amt der Frau Mutter ausübte, musste 1974 aufgrund der damals geltenden Regel das Amt der Frau Mutter nach 18 Jahren abgeben. Es musste eine neue Frau Mutter gewählt werden. Die Wahl fiel auf Sr. Monika. Seit nunmehr 33 Jahren übt Sr. Monika dieses Amt umsichtig, tatkräftig, geschickt und mit grosser Gelassenheit aus. Dabei war sie offen für Neues und hatte den Mut, notwendige Neuerungen umzusetzen. Ich meine damit in erster Linie die Renovation des Klosters von 1985 bis 1991, welche das Klosterleben massiv beeinträchtigte.

Auch wenn die Planung und Bauleitung beim Architekten lag und die Klostersgemeinschaft von einem Patronatskomitee unterstützt wurde, war die Renovation für die Klostersgemeinschaft ein echtes Wagnis. Wenn man bedenkt, dass die Klostersgemeinschaft Fr. 100'000.- für dieses Vorhaben beisammen hatte, der Kostenvorschlag aber Fr. 2'600'000.- betrug, kann man wohl von einem Wagnis sprechen.

Sr. Monika, die Frau Mutter des Klosters, vertraute auf den heiligen Josef, Schutzpatron des Klosters. Ihm hatte sie die Sorge, das Vorhaben finanzieren zu können, anvertraut. Er solle schauen, dass sie die Rechnungen bezahlen könne. Und siehe da, es konnten alle Rechnungen bezahlt werden, obwohl die Renovation nicht 2'600'000 Franken kostete, sondern auf vier Millionen Franken zu stehen kam.

Überhaupt spielt der heilige Josef im Leben von Sr. Monika und im Kloster eine grosse Rolle. Immer wieder, wenn eine grössere Anschaffung nötig wird, dazu aber das Geld fehlt, vertraut sie dies dem heiligen Josef an. Auf wundersame Weise kommen die erforderlichen Geldmittel immer von irgendwoher zusammen, die Anschaffungen können getätigt werden. So geschehen beim Ersetzen der Waschmaschine, beim Einbau eines Liftes im Jahr 2004, den sie übrigens 40 Jahre lang geplant hatten und zuletzt beim Ersetzen des

Generators. Diesen Optimismus und das unerschütterliche Vertrauen in den hl. Josef hat sich auch auf die Zukunft der Klostersgemeinschaft ausgewirkt. Nach den Worten von Sr. Monika hat auch der hl. Josef dafür gesorgt, dass es dem Kloster nicht an Nachwuchs mangelt. So halten sich gerade gegenwärtig zwei Bewerberinnen im Kloster auf.

Offenheit – Fürsorge – Güte:

Wesenszüge von Sr. Monika

Für das offene Wesen von Sr. Monika zeugt auch, dass das Kloster St. Josef heute über einen Internet-Auftritt verfügt. Dasselbe gilt für die spontane Zusage, zweimal die Leute aus dem Dorf zu einem sogenannten Feierabendgespräch einzuladen – wo dann Sr. Monika bereitwillig über das Leben im Kloster St. Josef erzählte. Offen aber auch dafür, fast tagtäglich Besucher/innen zu empfangen und ihnen Zeit zu widmen.

In diesen Funktionen ist Sr. Monika Frau Mutter der Schwesterngemeinschaft, Managerin des Klosterbetriebes, Fürsprecherin und Botschafterin nach aussen. Sie sorgt nicht nur dafür, dass das Leben im Kloster seinen geregelten Gang und möglichst harmonisch verläuft, sondern auch dafür, dass es der kleinen Schwesterngemeinschaft nicht an Speise und Trank fehlt.

Auch wenn im Verlaufe der letzten Jahrzehnte viele Aufgaben wie die grosse Gärtnerei, Töpferei, Weberei und Buchbinderei aufgegeben werden mussten, ist der Tag trotzdem ausgefüllt. War in früheren Zeiten das Klosterleben durch harte körperliche Arbeit in Feld und Garten geprägt – das Kloster war dazumal, abgesehen vom Mehl, Selbstversorgerin – so wird heute im Vergleich zu diesen Zeiten dem geistlichen Leben (Gebet und Betrachtung) mehr Raum gegeben. Das Leben im Kloster hat dadurch an Lebensqualität gewonnen.

Einen wichtigen Platz im Klosterleben nimmt heute das Brief- und Telefonapostolat ein. Vertrauensvoll wird das Kloster immer wieder für dringende Anliegen um Gebetsbeistand angerufen. Kein Bittschreiben wird dabei unbeantwortet gelassen. Persönlich und in schöner Handschrift beantwortet Sr. Monika diese Hilferufe. Wie viel Zeit sie dafür einsetzt, kann man etwa ermessen, wenn man weiss, dass sie jede Woche um die 50 Briefe beantwortet.

In diesem Zusammenhang ist interessant zu wissen, welches grosses Vertrauen und welchen Stellenwert das Kloster im Tal einnimmt und eigentlich immer eingenommen hat. Eine Episode möge das verdeutlichen. Diese Episode hat sich beim letzten Hochwasser im Jahr 2005 zugetragen: Als die Muota beängstigend hoch anschwellte und eine echte Gefahr drohte, wurde ein älterer Mann, welcher der reisenden Muota zugeschaut hatte, von einer auswärtigen Person gefragt, ob er denn keine Angst habe, dass die Muota über die



Sr. Monika Gwerder wird vom Verein Zukunft Muotathal mit dem «Muotaschtei» ausgezeichnet.

Foto: Christoph Jud

Ufer treten könnte. Da meinte das alte Mandli: «Nei, nei, diä Chlosterfrauä da änä bätid scho und luägid, das nüd passiert!»

Sr. Monika und Frau Mutter – Botschafterin des Klosters und des Tales

Seit den 60er Jahren hat der Zustrom an Besuchern stetig zugenommen. Vor allem in den Monaten Juni bis September kommt es vor, dass in einer Woche fünf Gruppen das Kloster besuchen. Im Jahr sind dies mindestens 50 Gruppen und insgesamt 750 bis 800 Personen, wobei die Schulen noch nicht mitgerechnet sind. Was dies heisst, können wir erst ermessen, wenn wir das auf meinewegen 20 Jahre aufrechnen. Dann sind es nicht weniger als 15 bis 16'000 Personen, die Sr. Monika betreut und über die Klostersgeschichte und das Leben im Kloster informiert hat. Es sind dies Leute aus allen Schichten, aus der Politik, Wirtschaft, Polizei; Lehrer, Ärzte, Kirchenräte, usw. Und jedes Mal wollen diese Gruppen von Sr. Monika betreut und über die Klostersgeschichte, über Suworow und über das heutige Klosterleben informiert werden. Sr. Monika hat sich damit weit herum einen Namen für die gekonnt und mit viel Charme und Humor gewürzten Führungen und Vorträge gemacht. In dieser Eigenschaft ist Sr. Monika die beste Botschafterin und Repräsentantin des Klosters und unserer Gemeinde. Sie hat damit viel Goodwill für das Kloster und unser Tal geschaffen.

Ich hatte Gelegenheit, in den Terminkalender von Sr. Monika Einblick zu nehmen. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass jeder Tag voll mit Aufgaben und Terminen ausgefüllt ist. Ebenso gross ist mein Erstaunen darüber, wie sie das überhaupt schafft. Trotz der vielen Aufgaben und vollem Terminkalender, Problemen im Kloster und gesundheitlichen Problemen, strahlt Sr. Monika immer grossen Opti-

mismus aus. Ihr Lebensmotto ist denn auch: «Der heutige Tag ist wichtig – morgen kann es wieder ganz anders sein.» Mit diesem Lebensmotto ist sie immer bestens gefahren. Die Sorgen drücken weniger, wenn man versucht, die Aufgaben die heute anstehen, gut zu lösen. Sr. Monika hat als Frau Mutter des Klosters St. Josef durch ihr jahrzehntelanges Wirken, durch ihre positive Lebenseinstellung, durch ihr unerschütterliches Gottvertrauen und durch ihre Offenheit das Klosterleben geprägt und damit weit über das Tal hinaus positiv gewirkt und ausgestrahlt.

Die Würdigung

Wir, der Verein Zukunft Muotathal, betrachten das Leben und Wirken von Sr. Monika, ihre positive Lebenseinstellung, ihre Offenheit, ihren Mut und ihre grosse Gelassenheit

- als aussergewöhnlich idealistisch, uneigennützig und selbstlos;
- das Handeln als aussergewöhnlich nachhaltig und auch aussergewöhnlich initiativ und innovativ;
- Sr. Monika ist ein aussergewöhnliches Vorbild für jetzige und künftige Generationen.
- Sr. Monika zeigt mit ihrem Wirken und Leben, dass sich Weltoffenheit und tiefer Gottesglaube nicht ausschliessen.

Mit dem Anerkennungs- und Förderpreis «Muotaschtei» will der Verein Zukunft Muotathal dieses selbstlose und zukunftsgerichtete Wirken von Sr. Monika belohnen und sie und die Schwesterngemeinschaft in ihrem Handeln bestärken.

Gitzischössli – ein gewagtes Unternehmen

Eine neue Rubrik im «Zirk». In loser Folge lassen wir Menschen aus dem Tal von ihren Erlebnissen erzählen, die sie im Verlauf ihres Lebens gehabt haben. Den Anfang macht Pater Johann Föhn, ds «Bethälis». Er erzählt uns von seinen Erlebnissen als junger Wildiheuer im hinteren Heubrig.

| Pater Johann Föhn

Wieder war eine schöne arbeitsreiche Woche vorbei und die Leute waren am Samstag zum Abstieg bereit. Die Rucksäcke und Träggabeln wurden auf den Rücken genommen und durch die Flueh gings ins Tal hinunter. Einmal pro Woche musste man Spiis und Trank, Garne und Hääggen holen.

Einige Burschen wollten aber oben bleiben, denn am Samstagnachmittag kamen einige Mädchen zu ihnen herauf. Mädchen waren im Heubrig selten. Das Wildiheuen war nur den Männern vorbehalten. Die Mädchen wollten anderntags auf die Lauchern zur Messe gehen, natürlich in Begleitung. Mein Cousin Adolf und ich schlossen uns dieser Gruppe an und blieben ebenfalls im Heubrig. Unter der Obhut der alten Wildiheuer wie Marzell, Joseb, Oswald und Domini wurde gejasst. «Ds Jörä Wisi» spielte mit der Handorgel zum Tanz auf. Die «Party» dauerte bis in den Morgen.

Am Sonntagmorgen machten wir uns schon frühzeitig auf den Weg durch den Tritt auf die First. Mein Cousin und ich sagten zwar, dass wir mit Jonas auf die Chäserenalp in die neue Alpkapelle zur Messe gehen. Doch auf der First entschlossen wir uns anders. Wir blieben bei der Gruppe und gingen mit auf die Lauchern zur Messe. Es war strahlendes Wetter. Auf der First entlang ging es zum Teehüttli, wo heute die grosse Endstation der Skiliftanlage auf der Wyssen Flueh steht, zum Heulückli im Vorder Heubrig.

Heulückli, das war der tiefste Punkt in der First. Die Ibriger trugen das Heu vom Chüüband da hinauf. Zu unserer Zeit gab es auch ein Seil. Auf einem Wellenbock wurden die Büntel an der Kurbel heraufgezogen, was länger dauerte als das Tragen. Beim Heulückli packten wir die Rucksäcke aus und nahmen das «Znüni» und «ds Jörä Wisi» spielte mit der Handorgel. Das Vieh kam angelaufen. Jauchzer ertönten, überall gab es Bescheid. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen und eine wunderbare Fernsicht auf die Firnen der Glarner und Urner Berge.



Fröhliche Rast im Heulückli. V.l.: «Schmieds Franzä Adolf, ds Lisis Meiri, ds Bethälis Johann, ds Jörä Wisi mit der Handorgel, ds Sigmunds Toni und seine Schwester Agnes und Patistä Luis.»

In der Laucherenkapelle hielt ein Kapuziner die Messe und Predigt. Ich war gar nicht andächtig. In der Kapelle war kein Platz für uns, denn der war natürlich von den frommen Fillgauer Frauen besetzt! Die Jungen blieben eben draussen und schauten dem Vieh nach und auf's Vrenälis Gärtli hinüber. Nach der Messe gingen wir zur Alp Nielenstock hinunter. Dort gab es «Schwarzes», aber ohne Zucker. Wiederum packten wir unsere Rucksäcke aus. Doch niemand hatte Zucker bei sich. Die Älplerin vom Nielenstock war aber hart. Wie seien bei der Kapelle auch nicht die brävsten gewesen. Der Kapuziner am hinteren Tisch, der gerade beim Frühstück sass, musste lachen und gab der Älplerin recht. Adolf und ich hatten noch ein kleines Stück Käse und Brot, aber ohne Speck. Das war natürlich ein mageres Mittagessen. «Ds Jörä Wisi» packte die Handorgel wieder ein. Die Älplerin war zu streng mit uns und so verzogen wir uns über die Buoflen zur Grossweid hinunter. Gegen zwei Uhr standen wir bei Chrämers Seil in der Grossweid.

Einige von uns wollten nicht mit diesem Kasten ins Tal fahren. So teilten wir uns wieder in zwei Gruppen, die einen zu Fuss, die anderen nahmen im Seilbahnkasten Platz. Für uns beide stellte sich nun die Frage, ob wir ganz in Tal hinunter fahren wollten oder nicht; denn dann mussten wir eine Ausrede haben, wo wir gewesen seien.

So entschlossen wir uns, in der Zwischenstation Zinglen wieder auszusteigen. Den Mitfahrenden sagten wir, das wir entweder hinter der Bächleren auf die Sulzmatt zur First hinaufsteigen wollen oder ins Guggeli hinunter gehen und dann zum Ruchwald und dort wieder in den Heubrig. Alle wünschten uns Glück und auf Wiedersehen. Unsere Schuhe waren für eine solche Tour nicht das Richtige. Adolf hatte noch fünf Nägel im Absatz, ich etwas mehr. Zuhinderst auf der Zinglen war es sehr hoch. Die Kirche und das Kloster schienen ganz klein. Wir hatten keine Höhenangst und das Weglein war ganz passabel. Über dem Guggeli standen wir vor der Entscheidung: Hinauf oder hinunter. Es führte aber ein Jäger-Gemsweglein weiter. Mir kam die Idee, gehen wir doch einmal durchs «Gitzischössli». So nahmen wir das mittlere Weglein. Niemand konnte uns ja sehen und niemand es uns verbieten, den verbotenen Weg über die Läbänzenen zur Hofbachchälä zu nehmen.

Dort standen wir vor dem ersten grossen Hindernis. Ein paar Sprünge und wir waren unten in der Hofbachchälä und auf der anderen Seite gings wieder hinauf auf die Badweid und unter der Hopflen durch. Mein Begleiter war auf einmal ganz still geworden. Ich beruhigte ihn, dass wir weiter gehen wollten. Wenn es dann zu gefährlich werde, könnten wir auf der Enzenen-Egg immer noch hinunter steigen. Die Badegg

war leicht zu überwinden. Wir überqueren den Blattenbach. Die Enzenen-Egg war sehr stotzig. Doch sahen wir verschiedene Gemsweglein, die hinauf und hinunter führten.

Auf einmal standen wir vor der grossen und tiefen Teufbachchälä. Uns verschlug es fast den Atem und wir beide bekamen Herzklopfen. Einige hundert Meter unter uns war die Steinzwang. Ein kleines Rinnal floss durch diese gewaltige Chälä. Ganz zuhinderst lag noch etwas Schnee mit einem grossen Loch bergseits. Dort verschwand das Wasser in einem gähnenden Laui-Schneeloch, dass die ganze Chälä zu verschlucken drohte. In der Mitte dieser riesigen Brächä gab es eine kleine grüne Insel von Gras und ein paar Tannen und Stauden, den Chäläplätz. Dieser Chäläplätz war Niemandland, dass heisst, jeder konnte dort mähen und heuen gehen, obwohl sie auch im Banngebiet war, wie die Höchegg und der Ruchwald-Eggen. Die Teufbachchälä ist von der First bis zur Steinzwang, dass heisst bis in den Ruchwald gut 1000 Meter hoch.

Heirchs Franz erzählte, wie sie durch das mittlere Bergherdband Studen geschlagen und das Heu nicht über die Höchegg zur Schwarzen Flueh getragen, sondern auf die Enzenen-Egg und von dort hinunter in die Enzenen gesprengt hatte. Aus diesen Erzählungen wusste ich gut Bescheid, wo es zum Chäläplätz hinüber ging. Man musste nicht das oberste Band, aber auch nicht das unterste Band nehmen, sondern das mittlere, hart am Felsen gehen wie die Genssen. So komme man sehr gut hinunter. Um uns etwas die Angst zu nehmen, wagte ich einen verdrückten Jauchzer. Wie das echote



Jass is Heirälis Hütte im hinteren Heubrig. Im Uhrzeigersinn: Schmids Franzä Adolf, Heirälis Domini, Sigmunds Toni, Märtuls Theodors Seffi, Hansuechlis Joseb und dr Branjörätoni.

aus allen Brächen! Ich versuchte noch einen zweiten, um mir Mut zu machen. Adolf war immer stiller und ruhiger geworden. Er wollte in die Enzenen absteigen. Vielleicht beachtete ich seine Angst zu wenig. Wie stiegen in die grosse «Chälä», zu den Heuplätzen hinunter. Ein paar Sprünge und wir waren in der Risi. Sichtlich erleichtert stiegen wir fast fröhlich zur Höchegg hinauf. Von unten sieht das

schrecklich stotzig aus, aber oben fanden wir es wie eine Strasse, gegenüber der «Brächä» und den Töblern vorher. Auf der Höchegg atmeten wir auf und legten uns ins hohe Gras unter den Grotzen. Es war eine gewaltige Tour gewesen und ein ebenso gewaltiger «Adrenalinkick», so heisst es heute! Durch die Ruchwald-Eggen fanden wir einen kleinen Gemsweg zu den Hüttli im Vorder Heubrig.

Abends um sieben Uhr, mit grosser Erleichterung diese Tour geschafft zu haben, gingen wir in den Hinter Heubrig. «Ds Föhnä Marzell» war beim Nachtessen und Joseb plauderte mit ihm. Sie waren erstaunt, als wir so spät ankamen. Marzell fragte uns, warum wir nicht mit Jonas zurück kämen? Wir sagten, wir seien nicht in die «Chäsärä» gegangen, sondern mit der Gruppe auf die Lauchernalp. Allmählich wagte ich zu sagen, dass wir von der Zinglen übers Gitzschössli in den Heubrig gestiegen seien. «Und mit diesen Schuhen?» sagte er aufgebracht. Hansuechlis Joseb doppelte nach: «Wenn ihr abgestürzt wäret, hätte man euch unter dem Forstberg suchen müssen!» Wir beide waren stolz und redeten den ganzen Abend davon. Auch die andern Wildiheur kamen zur Hütte. Noch lange erzählten sie von wahren und unwahren Geschichten vom Heubrig. Von «Heirchs Rötel», «vos Gändlers Wisel», von den Bisisthalern, von den Jägern und vom Wildern, vom Luussen und Duussen.

Anderntags war ein strahlender Morgen. Die Sonne ging gerade auf über den Firnen und wir schwangen kraftvoll die Sensen, wetzten sie und mähten ganze Eggen und Planggen ab.



Beim «Hämlä»: V.l. Brahn Jörätoni, ds Jörä Wisi, ds Eggäläs Seffi sen., ds Märtuls Theodors Seffi und Lunnis Toni.

Der Bödmerenwald – ein wahres Kleinod

Der Bödmerenwald war schon mehr als einmal Anlass zu heftigen Diskussionen. Insbesondere, wenn es um den Begriff Urwald ging. Dabei wird meistens ausser Acht gelassen, dass die Gemeinde Muotathal und die Oberallmeindkorporation mit dem Urwald Bödmeren ein wahres Kleinod besitzen. Forstingenieur Felix Lüscher, Bereichsleiter Wald, rückt diese Seite in den Vordergrund

| Felix Lüscher, Forstingenieur

Der Bödmerenwald, gemäss Landeskarte zwischen Mittenwald und Äbnemattstock sowie Bergnossen und Ober Saum gelegen, umfasst über 500 ha Waldfläche. Ein Wald mitten in einer seit Jahrhunderten vom Menschen geprägten Kulturlandschaft.

Das Gebiet ist einzigartig, sowohl von seiner Ausdehnung als auch von den natürlichen Gegebenheiten her. Das Klima ist rau und die Vegetationszeit kurz, mit über 2500 mm Jahresniederschlag, wovon ein ansehnlicher Teil in Form von Schnee, eines der niederschlagsreichsten Gebiete der Alpennordseite. Der Boden ist geprägt durch die Kalkfelsen, einerseits an der Oberfläche als Karrenfelder sichtbar, andererseits unter Alpweiden verborgen. Je nach Härte und Löslichkeit entwickelte sich der Boden ganz anders. Seit den ersten Waldrodungen in diesem Gebiet hat der Mensch das gezielt ausgenutzt: Die Alpweiden entstanden auf den besseren Böden, der Wald und Baumgruppen verblieben auf den flachgründigen bis felsigen Teilen.

Die Entwicklung der Vegetation begann mit dem Rückzug der Gletscher der letzten Eiszeit vor rund 12'000 Jahren. Zuerst besiedelten Pionierpflanzen sehr locker die Felsen und Steinflächen, wie wir es auch heute noch in einem Gleschervorfeld betrachten können. Im Laufe der Jahrtausende entstanden lockere Birken- und Föhrenwälder sowie eine üppige Strauch- und Krautvegetation. Vor rund 7000 Jahren begannen sich die Fichtenwälder zu entwickeln, mit ihren charakteristischen rottenartigen Strukturen und den schlanken, säulenartigen, langkronigen Bäumen. Diese verschiedenen Phasen der Entwicklungsgeschichte können wir heute noch



Fichtenverjüngung auf Moderholz.

nahe beieinander beobachten, beispielsweise westlich des Roggenstöcklis oder östlich des Äbnemattstocks. Trotz der langen Zeit seit der letzten Eiszeit und wegen der unterschiedlichen Standortbedingungen hat sich die Natur sehr unterschiedlich entwickelt.

Die Kleintopographie und das Mikroklima spielen für die natürliche Entwicklung eine wichtige Rolle. Ob Loch oder Kuppe, ob geneigt oder eben, je nach Exposition zur Sonne, ob Felsen, Rohboden oder mit Vegetation bedeckt, je nach Durchlässigkeit des Boden für das Regenwasser und so weiter, all diese Faktoren haben einen Einfluss und sie beeinflussen sich teilweise gegenseitig. Die Faktorenkombinationen wechseln auf kleinstem Raum, eine südexponierte vegetationslose Felsplatte einer Karrenkuppe unterscheidet sich extrem von der daran anschliessenden schattigen Mulde mit Hochstaudenvegetation.

Für die Entwicklung des Waldes spielen diese Unterschiede eine entscheidende Rolle, am Beispiel der Fichte oder Rottanne sei das erläutert: Die Bäume wachsen nicht überall und homogen, sondern charakteristisch als Gruppen und Einzelbäume vornehmlich auf erhöhten Stellen, oft auf Mo-

derholz. Die Muldenlagen sind oft nicht waldfähig, wegen fehlender Wärme (zu wenig Sonne resp. zu lange Schneebedeckung) und/oder starker Konkurrenz der Hochstauden. Das Moderholz, also verrottende Baumstämme oder Stöcke, bietet oft eine zusätzliche Erhöhung und ein gutes Keimbeet und wird bevorzugt von Keimlingen besiedelt. Bis dieses Holz ein optimales Keimsubstrat bildet, dauert es mehrere Jahrzehnte. Die Keimlinge wiederum brauchen 30 bis 80 Jahre, bis sie zu einem etwa zwei Meter hohen Bäumchen gewachsen sind, je nach Wuchsumgebung. Kleine Bäumchen wachsen oft nur ein bis zwei Zentimeter pro Jahr in die Höhe. Die Wärme ist der Minimumfaktor, optimal sind zwei bis drei Stunden direkte Sonne im Sommer, damit sich der Boden genügend erwärmen kann. Gefahren drohen auch vom Schnee: Wenn er zu lange liegen bleibt, droht der Schwarze Schneeschimmel die jungen Bäumchen zum Absterben zu bringen. Am steilen Hang gleitet der Schnee und drückt die Bäumchen um, respektive reisst sie mitsamt den Wurzeln aus. Im Kronentrauf der grossen Bäume werden sie vom herunterfallenden Schnee begraben. Jede Erhöhung und der Schutz unter den Kronen der grossen Bäume ist dem Überleben förderlich. Mit ein bis zwei Meter Höhe haben die Bäumchen soviel Wurzeln gebildet, dass sie rascher wachsen können; nun sind bei guten Wuchsbedin-

gungen auch jährliche Höhentriebe von 20 bis 40 Zentimeter möglich. Dieses rasche Wachstum erklärt auch, weshalb verhältnismässig wenige Bäume mit mittleren Höhen zu finden sind. Sind die Bäume einmal 25 bis 30 Meter hoch, lässt das Höhenwachstum nach. Das Dickenwachstum kann jedoch noch lange weiter dauern. Die Fichten werden in diesem subalpinen Wald der Bödmeren mehrere Jahrhunderte alt, bis zu 500 Jahre ist nachgewiesen, auch länger ist sehr wohl möglich. Wenn nun die Fichten vor rund 7000 Jahren eingewandert sind, so heisst das, dass noch gar nicht so viele Baumgenerationen seither vergangen sind. Diese Zeitdimensionen sind uns Menschen eher fremd, sie sind aber zu beachten bei allem Tun und Lassen in solchen Wäldern im Bereich der Waldgrenze.

Diese Waldentwicklung wird seit langem vom Menschen unterschiedlich beeinflusst. Einerseits wurde an geeigneten Orten der Wald zu Gunsten von Weiden gerodet. Andererseits wurde der Wald selber genutzt, sei es als Holzlieferant (Bauholz, Brennholz, Zaunholz etc.), als Weide oder zum Sammeln von Beeren und Pilzen. Diese verschiedenen Nutzungen erfolgten räumlich und zeitlich sehr unterschiedlich, je nach den Bedürfnissen der Leute, je nachdem, ob das Holz auf den Alpen oder im Tal benötigt wurde. Über intensive, extensive oder keine Nutzung entschieden Bedürfnisse, Zugänglichkeit und Transportmöglichkeiten. So entstand eine ausgesprochene Vielfalt, dank der standörtlichen Voraussetzungen und dank der menschlichen Tätigkeit. Heute kennen wir die Gebiete, welche kaum genutzt wurden und als eigentlicher Urwald gelten (rund 150 ha). Hinzu kommen rund 200 ha forst-



Subalpiner Fichtenwald in den «Balmbälzchen».

lich und alpwirtschaftlich intensiv genutzter Wald, welcher noch sehr naturnah ist. Die übrigen Flächen sind stärker von der menschlichen Nutzung geprägt, sie liegen meist näher bei den Alpen oder waren für die Holzabfuhr ins Tal besser geeignet. Auch sie sind noch natürlich und bergen viele Naturwerte.

Die unterschiedlichen natürlichen Entwicklungsstadien und die verschiedenen intensiven alp- und forstwirtschaftlichen Nutzungen im Laufe der letzten zwei Jahrtausende haben zu der heute ausserordentlich reichhaltigen Landschaft geführt: Teilweise eindeutig eine Kulturlandschaft, teilweise gesichert eine Naturlandschaft,

oft eine enge Vermischung. Genau das macht den heutigen hohen Wert des Bödmerenwaldes, ja des ganzen Gebietes aus. Hier gilt es die Chancen zu ergreifen: Die grosse Vielfalt mit den hohen Natur- und Landschaftswerten durch eine nachhaltige, eher extensive alp- und forstwirtschaftlichen Nutzung zu fördern, verbunden mit einem saisonal angepassten natur- und landschaftsverträglichen Tourismus.

Das Ziel für die OAK als Grundeigentümerin ist es, mit einer zielgerichteten differenzierten Nutzung die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Waldes auszunutzen und gleichzeitig seine Natur- und Landschaftswerte zu fördern. Eingeschlossen sein soll darin auch eine extensive alpwirtschaftliche Nutzung in Teilen der Wäldungen im heutigen Umfang (Waldweide, Hütten- und Hagholz) sowie eine angepasste Nutzung als Erholungsraum für Einheimische und Touristen.

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal
www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen:
Martin Betschart
Rickenbachstrasse 11
6430 Schwyz
martin05@gmx.ch

Zahlung:
Raiffeisenbank Muotathal
PC 60-3767-2
«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 20.–

Redaktion: Walter Gwerder, Alois Gwerder, Brigitte Betschart, Peter Betschart, Ueli Betschart, Remy Föhn, Walter Imhof

Layout: Daniel Bürgler

Druck: Bucher Druckmedien AG,
Vitznau

Lektor: Peter Betschart

Wer Mitglied des Vereins Zukunft Muotathal werden möchte, melde sich bei der Redaktionsleitung:
Walter Gwerder, Marktstrasse 57
6436 Muotathal, Tel. 041 830 11 79
Mail: walter_gwerder@bluewin.ch



Typischer Fichtenbestand im Bödmerenwald – die Bäume wachsen in Gruppen.

Eingebürgert in Muotathal

Bis vor 50 Jahren waren die «Usseren» im Tal fast noch eine Seltenheit. Heute leben im Tal Menschen aus verschiedensten Landesgegenden, auch Menschen aus anderen Ländern. Wir wollen diese Menschen auch einmal zu Wort kommen lassen.

| Brigitte Betschart

Seit dem 11. Dezember 2006 ist die 27-jährige Researta Panxhaj Muotathalerin. Vor etwa drei Jahren trug sie ihren Wunsch nach Einbürgerung bei der Gemeinde Muotathal vor. Sie musste Formulare und Papiere ausfüllen und Geburtsurkunde, Ehe- und Wohnbescheinigung zusammentragen. Dies alles kam anschliessend zur eingehenden Überprüfung nach Bern. Nach dem positiven Bericht testete eine gemeinderätliche Kommission Resi auf ihre Sprachkenntnisse und befragte sie zum Muotathal, zum Kanton Schwyz und der Schweiz. Sie musste dort ihren Wunsch nach Einbürgerung auch schriftlich begründen. Die Kommission liess sich von ihren Sprachkenntnissen und dem Wissen über unsere Gegend und Bräuche überzeugen. Bei einer Frage soll sogar eine Person aus der Kommission gesagt haben, das hätte sie nicht einmal über das Muotathal gewusst. Nach dieser intensiven Überprüfung, der übrigens nicht alle Gesuchsteller Stand hielten, stand der Einbürgerung nichts mehr im Wege.

Resi, wo wurdest du geboren und wie ist dieser Ort?

Ich bin am 3. Januar 1980 in Deçan, im Kosovo, zur Welt gekommen. Das ist eine kleine Stadt etwa in der Grösse von Schwyz und eine Autofahrt von der Hauptstadt Pristina entfernt. Dort leben vorwiegend albanische Muslime, aber es gibt auch katholische Albaner. Landschaftlich und klimatisch kann der Kosovo mit der Schweiz verglichen werden. Bei uns gibt es sehr viel Arbeitslosigkeit. Die Leute leben von Handwerksbetrieben, kleinen Verkaufsgeschäften und dem Anbau von Gemüse.

Wann und warum bist du in die Schweiz gekommen?

Ich kam 1993 in die Schweiz, nach Beromünster. Mein Vater lebte und arbeitete schon viele Jahre vorher hier als Fabrikarbeiter im Saisonierstatus. Er kam jeweils nur für drei Monate zu uns. Er wollte



Researta Panxhaj: «Ich fühle mich in Muotathal zuhause».

meiner Mutter und uns sieben Kindern eine bessere Zukunft bieten, deshalb war er ins Ausland gegangen und fand eine gute Arbeitsstelle. Nach einigen Jahren holte er uns zu sich. Meine Eltern leben jetzt noch in Rickenbach, Luzern, und auch alle meine Geschwister leben in der Schweiz.

Woran erinnerst du dich noch aus dieser Zeit?

Wir hatten in Deçan kein schlechtes Leben, weil mein Vater ja in der Schweiz für uns Geld verdiente. Aber ich stellte mir die Schweiz als Paradies vor. Ich erinnere mich, wie die Vorbereitungszeit sehr aufregend war. Mein Wunsch war ganz stark, fort zu gehen und zu fliegen. Als ich in der Schweiz ankam, gefiel mir alles. Alles war so sauber und hatte für mich einen Glanz. In der Anfangszeit habe ich mich immer auf die Post gefreut. Die vielen Reklamehefte mit Kleidern, Spielzeugen und Luxusartikeln faszinierten mich total. Mit der Zeit wurde dies dann auch alltäglich.

Wie erlebst du die Schule hier in der Schweiz?

Ich erinnere mich gerne an meine Schulzeit. Ich kam zuerst in die 5. Primarklasse

und hatte von Anfang an gute Leute um mich. Aber schlimm war das Gefühl: «Alle kommen draus, nur ich nicht». Wir hatten einmal in der Woche Deutsch für Fremdsprachige, aber ich fühlte mich so dumm, weil ich in der Schule vieles nicht verstand. Ich machte dann drei Jahre Realschule und heiratete anschliessend Jlier Panxhaj.

Seit wann lebst du in Muotathal und wie ist es dazu gekommen?

1997 kam ich ins Muotathal. Damals heirateten wir. Mein Mann lebte vorher schon acht Jahre in Muotathal. Wir wohnten zuerst an der Muotastrasse in Ried zusammen mit meiner Schwester und ihrem Mann, dem Bruder meines Mannes. Wir lebten auch noch zusammen in einer Wohnung, als beide Paare schon Kinder hatten. Vor zwei Jahren sind wir an die Denkmalstrasse in Muotathal gezogen.

Warum wolltest du dich einbürgern lassen?

Ich fühle mich hier zuhause. Ich bin hier aufgewachsen, habe jetzt mein halbes Leben hier verbracht und sehe meine Zukunft hier. Es gefällt mir sehr und ich bin dankbar, dass uns die Schweiz so viel bietet. Wenn man arbeiten will, findet man eine Arbeit. Und ich möchte meinen Kindern ersparen, dass sie an einem ganz fremden Ort von vorne anfangen müssen, wie ich es erlebt habe.

Wie sieht dein Leben hier aus?

Ich bin Hausfrau. Am Mittwoch und Samstag putze ich die Arztpraxis. Ich gehe mit meinem Sohn ins Mukiturnen. Am Mittwochabend besuche ich im Muotatreff den Deutschkurs. Ich interessiere mich dafür, was in Muotathal läuft und wenn eine Abstimmung ist, informiere ich mich, weil ich jetzt auch stimmen kann. Ich würde auch in einer Gruppe oder einem Verein mitmachen, wenn mich jemand fragt. Da mein Jüngster schon bald in den Kindergarten kommt, würde ich sehr gerne im Verkauf arbeiten. Ich suche eine Stelle, wo ich Kleider verkaufen könnte.

Wie erlebst du die Leute in Muotathal?

Würdest du dir etwas anders wünschen?

Die Leute sind mir gegenüber offen. Mich hat es sehr gefreut, dass ich gefragt wurde, ob ich Mitglied im Frauen- und Mütterverein werden möchte. Für meine Kinder wünsche ich mir, dass sie akzeptiert und nicht beschimpft werden. Sie haben oft Angst vor dem Schulweg, weil sie von Grösseren geplagt werden. Das macht mir Sorgen.

Im Reich des Steinadlers

■ Eine Gratwanderung auf der Glattalp

Weil es so schön bequem ist, lassen wir uns mit der Seilbahn vom Sahli auf die Glattalp hochziehen. Wir starten bei der Bergstation und wandern auf dem Strässchen entlang, das zum See führt, vorbei am Bergrestaurant Glattalp. Bei der Weggabelung – zweiter Wegweiser weist zur Furggele, Ortstock, Braunwald – nehmen wir die linke Seeseite. Das Strässchen führt uns nun zu den Überresten der Barackensiedlung, die noch von den Bauarbeiten am Kraftwerk Sahli-Glattalp Ende der Fünfzigerjahre bis in die frühen Sechzigerjahren herrühren. Der See liegt uns verträumt zu Füssen. Dort wo das Strässchen eine Kurve nach links nimmt, erreichen wir den hinteren Läckibach. Gleich nach dem Brüggli verlassen wir das Strässchen und steigen rechts vom Läckibach über die gestuften Alpweiden hinauf zum Punkt 2007 Gross Boden. Hier wenden wir uns nach rechts bis zum Ende des Gross Boden, um über einen ausgeprägten Grasrücken gerade hinauf zu den Rappenschnäbel zu steigen. Sobald wir den vordersten Rappenschnäbel erreicht haben, verflacht sich das Gelände etwas. Hier führt leicht links eine schmale Grasrippe zur «Risi». Wenn wir uns unmittelbar unter dem Chli Chilchberg befinden, wenden wir uns wieder talwärts. Wir queren dabei etwas mühsam diese kleine «Risi» und erreichen nach zirka eineinhalb Stunden Wanderzeit den Punkt 2143, das Firstli.

Eine wunderbare Aussicht belohnt unsere Mühen. Links unter uns glitzert der Glattalpsee, beschützt von der Jegerstöckkette, die sich wie ein Schutzwall von der Mären bis zum Ortstock hinzieht. Im Südwesten ragen die vergletscherten Urner Gipfel des Chammliberg und Schärhorn – und wie ein gewaltiger Eckzahn – der Gross Windgällen in den Himmel. Über der Ruossalp grüsst die Dammakette mit Dammastock und Galenstock. Geradeaus



Auch ein Blick zurück lohnt sich: Links der Ortstock mit den beiden Schijen.

thront die Schächentaler Windgälle, ganz im Westen die Wasserbergfirst und die Chaiserstöckkette. Der Blick schweift weit hinaus zur Rigi, wo daneben noch ein Zipfel des Zugersees zu entdecken ist. Darüber hinaus reicht der Blick weit ins Flachland hinaus. Rechts unter uns in der Tiefe ist das Geläute von Rindern und Schafen der Charetalp zu hören. Der Blick nach Norden wird durch die Heubrigkette begrenzt. Es lohnt sich hier, ausgiebig zu rasten und den Ausblick zu geniessen. Nicht selten lassen sich hier die Steinadler blicken, welche um die Chilchberge kreisen und Ausschau nach «Munggen» halten, die hier häufig anzutreffen sind.

Nachdem wir uns an unserer schönen Bergwelt satt gesehen haben, nehmen wir die versprochene Gratwanderung über das Firstli bis hinaus zum Pfaff unter die gut beschuhten Füsse. In leichtem Auf und Ab gehts nun über die First – dabei immer die grossartige Aussicht geniessend und sich der herrlichen Alpenflora erfreuend, die vor allem im Vorsommer anzutreffen ist. Wie auf einer Wolke schwebend erreichen wir nach zirka einer Stunde das Kreuz auf

dem Pfaff, dem Übergang von der Glattalp zur Charetalp. Wem das Gesehene reicht, kann nun dem markierten Weg folgen, der hinunter auf die Glattalp führt, die wir in zirka 30 Minuten erreichen.

Die zwei neuen Hüttenwartinnen der SAC-Hütte, Eliane und Franziska, warten schon darauf, die Wanderer mit Speise und Trank zu verwöhnen. Ich persönlich empfehle, vor dem Abstieg zur Glattalp nach den Pfaff zu ersteigen, denn die Aussicht von hier ist besonders beeindruckend. An die zehn Minuten benötigen wir, bis wir oben sind. Nochmals lassen wir unseren Blick rundum schweifen, erfreuen uns an der herrlichen Bergwelt. Zufrieden kehren wir auf die Glattalp zurück. Walter Gwerder

Geschichtliches über die Glattalp

1350 und 1421 ging es zwar um die Charetalp und angrenzende Gebiete, aber die dort schon bezeugte lebhaft Alpwirtschaft mit Schafen lässt sich ohne weiteres auch von der Glattalp annehmen. Verschiedene «Heidenhüttli» auf der Glattalp müssen aus jenen Zeiten stammen (im Vorder Boden, im Gross Boden und in den Gütschen).

Die Ausgrabung im Spilblätz auf der Charetalp ergab Spuren von Alpwirtschaft bis ums Jahr 1000 und auch von daher darf man das gleiche von der Glattalp vermuten. Beide Alpen waren das Sommer-Weidegebiet der Viehherden der Leute von Schwyz und Umgebung. Später immer mehr auch für die Bauern (zunehmenden Bewohner) des Muotatals. Seit ältesten Zeiten erscheinen beide Alpen als Allmeinden des Landes Schwyz.



Blick vom Chli Chilchberg über das Firstli gegen die Schächentaler Windgälle, Chaiserstöckkette und Wasserbergfirst.

Muotathaler als Pfahlbauer im Schweizer Fernsehen

Ab dem 25. Juli zeigt SF DRS in «Schweiz aktuell» einen Monat lang, wie zwölf Schweizer in der Thurgauer Gemeinde Pfyn wie vor 6000 Jahren als Pfahlbauer leben. Das Geschehen wird täglich dokumentiert und durch Wissenschaftler, Experten und Forscher kommentiert.

| Remy Föhn / Walter Imhof

Mit dabei im extra gebauten «Pfahlbauer-Camp» ist auch der Muotathaler Martin Imhof (ds Hofers Walters), der sich aus 1000 Mitbewerbern für ein Casting qualifizieren und sich dort gegen seine 10 Mitkonkurrenten durchsetzen konnte. «Ohne Hilfsmittel Feuer zu entfachen war schon speziell», meinte Martin Imhof, «und meine Kenntnisse über Archäologie und die Erfahrungen, die ich bei Überlebensübungen im Militär machen konnte, haben die Spezialisten anscheinend auch überzeugt».

Die Teilnehmer wurden unter anderem nicht nur auf ihre körperliche Fitness, sondern auch auf die Medientauglichkeit und die physische Belastbarkeit hin geprüft. Klar, dass auch ein ärztlicher Untersuchungsanordnung wurde und vorgängig verschiedene Impfungen (Zecken) vorgenommen werden mussten. Zudem werden



Martin Imhof, der Pfahlbauer vom Tal.

die Teilnehmer während des Projektes wöchentlich ärztlich durchgecheckt.

Während die zwei Familien, insgesamt acht Personen, die Dauer von vier Wochen im Camp in Pfyn verbringen werden, bleiben Martin Imhof und sein Kollege Christian Hinterberger, Flawil SG, nur eine Woche im Pfahlbauerdorf. Die nächsten zwei Wochen werden sie den Weg über die Alpen unter die Füsse (Birkensandalen) nehmen, um sich beispielsweise in

Graubünden mit dem lebensnotwendigen Salz einzudecken. Die letzte Woche verbringen sie wiederum mit der Sippe in Pfyn.

«Ich denke, das ganze Abenteuer wird nicht immer einfach werden und verhungern lassen können sie uns auch nicht», ist Imhof überzeugt. Ihnen stehen Korn und als Lebendproviant Ziegen zur Verfügung. Aufgrund der bisherigen Zusammenkünfte, bei denen sie in verschiedenen Techniken, z.B. Schlachtung, Herstellung von Werkzeugen, Bäume fällen, etc. unterwiesen wurden und sie u.a. auch Kräuter- und Pilzkunde erhielten, ist Imhof überzeugt, dass die Herstellung von Werkzeugen und vor allem die Zubereitung des Essens täglich sehr viel Zeit in Anspruch nehmen wird.

Sind wir mal gespannt, ob sich die urzeitliche Überlebenskunst, die ja auch unseren Urahren bei uns im Tal ihre Existenz sicherte, sich in einem versteckten Gen unseres Muotathaler Pfahlbauers Martin Imhof erhalten hat.

Zu sehen ist dieses Abenteuer ab der letzten Juliwoche bis 17. August 2007 jeweils von Montag bis Freitag im SF DRS in der Sendung «Schweiz aktuell» ab 19.00 Uhr.

Gute Noten für das Muotathal

Im Jahr 2006 wurde im Rahmen des Regio Plus-Projektes «üses Muotital» eine Besucherbefragung durchgeführt. Freiwillige Helferinnen und Helfer suchten im Dorf, im Sahli oder im Egeliswald den direkten Kontakt zu den Gästen. Rund die Hälfte der Fragebogen kam aus Gastgewerbebetrieben zurück. Mit 320 eingereichten Fragebogen war die Gemeinde Muotathal – neben Illgau (47) und Morschach-Stoos (19) am stärksten vertreten.

Das Fazit der Befragung ist in seiner Klarheit überwältigend: Die ganze Region Muotatal schneidet in der Befragung hervorragend ab. Die Erwartungen der Gäste wurden mit über 90 % erfüllt und 70 % der Besucher gaben an, die Region wieder zu besuchen. Viele der Besucher waren schon früher einmal im Muotatal, sind über sechzigjährig und praktisch alle Gäste

empfehlen das Muotatal mit Land und Leuten weiter; eine geniale Gratiswerbung. Interessant und nicht unbedingt zu erwarten sind die Bewertungen der Region im Detail. Dabei können sich speziell die Gastrobetriebe auf eine hohe Zufriedenheit



der Kundschaft berufen. Sowohl die Qualität des Essens als auch das Angebot und das Preis-/Leistungsverhältnis stimmen. Auch die Freundlichkeit und Atmosphäre in den Restaurants wird lobend erwähnt.

Sehr gute Werte bekommen auch Geschäfte und Auskunftstellen. Dienst und Freundlichkeit am Kunden werden geschätzt. Am schlechtesten schneidet die öffentliche Verkehrsverbindung ab.

Sind diese Resultate nun Anlass zum selbstzufriedenen Zurücklehnen oder zum initiativen Fortschreiten in die Zukunft? Sind wir bestärkt in unserem Selbstbild oder eher überrascht? Viele Tourismusorte würden sich die Finger lecken aufgrund dieser Rückmeldungen. Wir sind auf dem richtigen Weg!

Peter Betschart